Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 11

Artikel: Das zweite Leben [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665293

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im März.

Schon wieder Frühling! sprichst du jedes Jahr,
Als käme die Erlösung noch zu frühe
Von Winters Last und überdrüss'ger Mühe
Und von dem trüben Grau des Februar.

Nun künden Licht und Knospen bessere Zeit,
Und lassen wieder wie ein Kind dich denken,
Die Welt sei dazu da, dich zu beschenken,
Mit groß und kleinen Freuden weit und breit.

Und jede Blume, jeder grüne Zweig,
Macht wie ein Lächeln im Gesicht der Lieben,
Das freudentwöhnte Herz Dir wieder reich.

Dem Paradies, aus dem wir einst vertrieben,
Sieht wohl ein lichter Frühlingsmorgen gleich,
Der uns beglückt, die Welt erneut zu lieben.

G. B.

Das zweite Leben.

Eine Erzählung von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Das Leben nahm seinen Gang. Tage-, selbst wochenlang konnte es für Magnus Im Ebnet ein Strom ohne Wellen sein. Da er den Menschen so viel wie möglich aus Weges ging, geschah ihm kein Leid von ihnen. Der Prinzipal, der mit seiner Arbeit zufrieden war, ließ sich manchmal mit ihm in ein Gespräch ein, das nicht nur von Geschäften handelte. Er redete dabei etwas von ferne, von oben herab, und Magnus fühlte, daß diese hinterhältige Freundlichkeit sich bei Gelegenheit in eine spitze Herrischheit verwandeln konnte; allein warum sollte er nicht dankbar hinnehmen, was war, und vorsorgen um etwas, was nicht mit Sicherheit eintreten mußte? Ebensogut wußte er, daß der Friede mit seinen drei Knechten nur so lange halten konnte, als er selbst sich duckte. Aber der Friede hielt eben noch, und so trug er ihm Sorge wie dem Glas, das er täglich unter den Händen hatte. Wenn nur das Ducken und Nichtmucken einen nicht so niedergedrückt hätte! Wenn nur nicht in dem Auswegegehen selbst die Erkenntnis gelegen hätte, daß man niemand im Wege sein durfte!

Einmal, als er im dunkeln Packraum der Kruggasse vor seinem Magazinbuch stand und schrieb, kam der Packerbursche Hans herein und meldete Magnus, daß draußen eine Frau sei, die ihn zu sprechen wünsche.

„Was für eine Frau?" fragte Im Ebnet.

„Eine Frau halt," antwortete Hans. In seinen Augen saß der Spotteufel.

Magnus ging selbst zur Tür.

Da trat eine sehr lange, sehr schlanke Dame mit einem wehleidigen Milchgesicht über die zwei Stufen aus der Gasse in den Packraum. Sie hatte ein schwarzes Kleid an und ein Abzeichen an dem schmalen Busen festgesteckt. Unter dem Arm trug sie eine schwarze Tasche.

„Ist er das?" fragte sie den jungen Hans.

Der nickte grinsend und lungerte herum, als ob sie ihn als Zeugen brauchten.

„Sie sind Magnus Im Ebnet?" fragte die Dürre diesen.

Magnus bejahte.

„Ich bin Mitglied der Kommission zur Linderung des Loses entlassener Sträflinge," sagte die Dame. Dann sah sie sich um, und als sie merkte, daß der Bursche noch hinter ihr stand, wurde sie rot und merkte, daß sie ungeschickt gewesen war.

Magnus wartete mit gesenktem Kopf.

Der Packerbursche ging; er mußte den Kameraden melden, was der Im Ebnet für Besuch habe.

„Ich habe die Pflicht," erklärte die Vereinsdame weiter, „mich zu erkundigen, wie es unseren Schützlingen geht. Sie stehen auf der Liste."

Magnus dachte nach, wie er wohl auf die Liste gekommen sei; das Wort seiner Besucherin hörte er nur ganz von fern.

„Sind Sie zufrieden hier?“ fragte die Barmherzige ein wenig vorwurfsvoll, weil er so wortkarg war.

„Ja,“ gab er zurück.

„Man ist also recht mit Ihnen?“

„Ich habe nicht zu klagen.“

„Das ist schön. Ich will nachher bei Ihrem Prinzipal vorbeigehen und ihm sagen, wie schön das von ihm sei,“ versicherte die Hagere.

Magnus stimmte ihr bei. Gewiß, sie hätte sehr recht. Dabei dachte er, daß das Frauenzimmer nun wieder gehen könnte.

Aber diese schien anderer Ansicht zu sein. Sie setzte ihm auseinander, daß, um sich so recht für seine Persönlichkeit interessieren zu können, sie einiges aus seinem Leben wissen sollte. Sie stand wie ein langer Nagel da, der steckenbleibt, wo man ihn eingeschlagen, und legte ihren wehleidigen Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Schulter. Mit Worten, denen Magnus ihre schonende Teilnahme nicht abstreiten konnte, fragte sie ihn über seine Jugend, seine Schuld und seine Strafzeit aus. Er mußte auch zugeben, daß man der mitleidigen und ehrbaren Dame alle Hochachtung schulde. Es kam ihm nur alles, was sie sagte und wollte, so überflüssig vor, und er hätte ihr gern gesagt, daß er wieder an die Arbeit müsse. Aber er hielt still.

Dann versprach sie, ein andermal wiederzukommen, und bot ihm zum endlichen Abschied die Hand. Dabei schaute sie ihn mit einem wackeren Blick an, als versicherte sie ihm: Siehst du, wir von unserem Verein scheuen uns nicht, mit euch Verlorenen Verkehr zu pflegen.

Noch als sie zur Tür hinaus war, spürte er den heftigen, ganz auf Ermutigung berechneten Druck ihrer langen, kühlen, etwas samtigen Hand. Wie seltsam das alles ist, dachte er.

Es dauerte ein Weilchen, ehe er sich wieder in seine Arbeit zurückfand, aber am Ende vergaß er über dieser den Besuch und empfand das alte Vergnügen, Buchstaben und Zahlen recht regelmäßig und schön in sein Buch zu setzen. Als dann gar ein wenig Sonne sich in die enge Gasse hinunter stahl und ein im blinden Fenster entlichteter müder Schein gerade auf das Buch und seine Schriftzeichen fiel, fand er völlig sein Gleichmaß wieder und fühlte sich, wie oft, in seinem engen Kreise glücklich und zufrieden.

Zwei Tage später traf Magnus ein Schlag. Bei der Heimkehr von der Arbeit fand er seine weiße Taube tot auf dem Boden liegen. Er hatte zuerst gemeint, sie schlafe nur, und sie angerufen. Aber als sie nicht antwortete und er sie berührte, war sie steif. Es fuhr ihm wie ein Stachel ins Herz. Lange schaute er auf das tote Tier in seiner Hand nieder. Er konnte sich kaum mehr an die Zeit erinnern, da sie nicht bei ihm gewesen war. Er mußte aber an seine Zelle denken, wie die Taube auf dem Schranke gesessen und neben ihm auf dem Bette geschlafen hatte. Er sprach in Gedanken mit ihr und hörte ihr antwortendes Girren. Nun war sie tot. Wie still die Stube war und wie leer!

Er legte das Tier in sein Körbchen, vergaß, daß er noch kein Abendessen gehabt hatte, und trug es aus der Wohnung fort. Bis in den Wald, der die Stadt überragte, lief er hinauf und grub den Vogel an einer Stelle ein, die er leicht wieder finden konnte. Er formte einen kleinen Hügel und legte, wie Kinder tun, Kiesel in Kreuzform geordnet darauf.

Auf dem Heimwege sah er das Getriebe der Stadt nicht. Er mußte immer an das Tierwesen denken, das er verloren hatte. Er machte sich zu Hause sein Essen zurecht und tat einige andere Alltagsgeschäfte ab. Aber eine eigentümliche Unruhe erfüllte ihn, als ob jemand, der zu ihm gehörte, noch nicht da sei. Er lief noch einmal in die Nacht hinaus. Die Müdigkeit trieb ihn zurück, allein er konnte nicht einschlafen, als er sich niederlegte. Er wartete immer auf etwas, das nicht kam.

Von da an, wenn er Tauben sah, lockte er sie. Aber sie waren nicht so zahm. Keine flog ihm zu. Er dachte daran, sich eine zu kaufen, oder ein anderes Tier, einen kleinen Hund oder eine Katze. Aber er konnte gar keine rechte Lust dazu fassen.

Seine Taube war ja einst freiwillig zu ihm gekommen.

Die Unruhe steigerte sich. Sie machte ihn ganz krank. Wollte niemand — niemand auf der Welt etwas von ihm wissen? War er bisher den Leuten gern aus Weges gegangen, so spürte er nun auf einmal seine Verlassenheit. Er begann Briefe zu schreiben, an den Anstaltspfarrer, an die Schwester. Wenn er nur ein Wort von jenen hörte, damit er nicht so — so ganz verloren war.

Die Antwortbriefe kamen indessen nicht so

Wald. Er lief herum. Er streifte durch zwanzig fremde Gassen, als suche er etwas.

Er wußte nicht, wie es kam, daß er eines Abends vor der Wirtschaft zum Rößli stand, von der die Burschen damals gesprochen und in welcher das Korbermädchen sich befinden sollte. Er war auf dem Heimweg von der Arbeit. Um hier vorbeizukommen, hatte er einen weiten Umweg machen müssen. Was er wollte, wußte er nicht. Er stand in der Straße des unschönen und verrufenen Quartiers und sah die zwei großen Glasscheiben der Wirtsstube an, hinter denen straff gespannte, unsaubere Vorhänge den Einblick verwehrten. Er empfand Neugier, ob die Lukretia Blank wirklich da drinnen sei, ob sie überhaupt einmal dagewesen. Wenn er sie hätte begrüßen können — hm, sie war eine alte Bekannte, sie stand ihm fast nah, wenn er verglich, wie fremd die ganze übrige Stadt ihm war.

Als während einer ganzen Weile weder ein Mensch aus der Wirtschaft trat, noch jemand hineinging, schritt er auch weiter.

Am anderen Tage machte er den gleichen Weg. Dann verlachte er sich selbst um des Gebarens und blieb fort. Und kam doch wieder.

Und wie er nicht gewußt hatte, wie er vor die Wirtsstube gekommen war, so wußte er eines Tages auch nicht, wie er plötzlich drinnen saß und ein Glas Bier bestellte.

Er war der einzige Gast. Ein Mann stand am Schanktisch und brachte ihm das Getränk. Es war der Wirt, ein Mensch mit einem Säufergesicht. Er stellte das Glas vor ihn hin, trat in den Zugang zu dem Hinterraum und rief hinein:: „He holla, Gastung!"

Da kam die Lukretia heraus.

Magnus erkannte sie sogleich, obgleich sie nicht mehr in Lumpen ging. Sie trug sich geputzt, stak in einem kurzen, engen Kleide, das die schöne Schlankheit ihres Körpers mehr zeigte, als nötig war. Ihr Haar war noch immer wirr, aber sie hatte es nach neumodischem Muster hochgesteckt. Ihre hohen Schuhe klapperten, während sie sich mit gezierten Schritten näherte.

Nun erkannte sie ihn ebenfalls. Ihre grauen Augen leuchteten freudig auf. „Nein! Sind Sie es wirklich?" fragte sie mit kindlichem Vergnügen.

Ihr Ton tat Magnus wohl.

„Haben Sie denn gewußt, daß ich hier bin?" fragte sie weiter.

Er erzählte ihr, wie er ihren Aufenthaltsort erfahren hatte, und fragte, wie es ihr hier gehe.

Sie berichtete, zuweilen leichtfertig lachend, sie hätten sie aus dem dunkeln Putzraum ans Licht hervorgeholt. Ihre Vorgängerin hätte ihretwegen weichen müssen.

„Und es gefällt dir?" fragte er. Er besann sich nicht, ob er sie duzen sollte. Sie war ihm noch immer das Kind, als das er sie zum erstenmal gesehen hatte.

Sie zuckte die schmale Schulter.

„Und wissen deine Eltern, daß du hier bist?"

„Sie wußten, daß ich fortlaufen würde. Sie waren froh, eines weniger im Karren zu haben."

Er dachte, welch ein verlorenes Wesen sie sei, in die Welt und durch die Welt geblasen, wie er selber. Dann packte ihn eine Art Angst um das verwilderte Geschöpf. „Glaubst du, daß du hier am rechten Ort bist?" fragte er

Sie schaute sich um, ob niemand zuhöre, und neigte sich näher zu ihm. „Wenn ich an das Herumziehen denke, komme ich mir wie im Paradiese vor. Aber manchmal —"

Sie stockte, und er meinte zu sehen, daß ihre Augen feucht geworden seien.

„Nun" ermunterte er.

Aber sie hatte zur Antwort nur wieder ihr oberflächliches Achselzucken.

Dann drehte sie sich auf ihrem hohen Absatz einmal um sich selbst und kicherte: „Lustig ist es einmal das Leben, das kann niemand abstreiten."

Magnus wußte nicht, ob er gehen oder bleiben sollte.

Lukretia erkundigte sich nach seinem eigenen Ergehen.

Er stand ihr Rede. „Hast du auch jemand, der sich deiner etwas annimmt?" fragte er dann.

„Nur zu viele," gab sie zurück und fügte dann zögernd und mit abermaligem plötzlichem Ernste hinzu: „Aber niemand rechten."

Magnus sah in den Tisch. Es war ihm, als müsse er sagen: Wir zwei sollten uns zusammen tun. Aber das Gefühl, sich niemand aufdrängen zu wollen, war so stark in ihm, daß er schwieg.

Als das Gespräch nicht mehr recht vom Fleck wollte, erhob er sich.

Der Wirt war wieder eingetreten, zwinkerte mit den Augen und sagte, aha, ob da eine alte Bekanntschaft erneuert worden sei?

Magnus litt es nicht länger. Er verabschiedete sich.

Die Lukretia streckte ihm die kleine braune Hand hin, und als er sie ergriff, stahl sie sich Schutz suchend in seine langen, knochigen Finger.

„Kommen Sie doch wieder einmal," bat sie, ihn zur Schwelle begleitend.

Er versprach es. Dann ging er mit der eigentümlichen Empfindung hinweg, er kenne das Mädchen jahrelang und stehe ihr ganz nahe, er habe ein Recht auf die Lukretia Blank oder eine Pflicht gegen sie, gleich als sei sie ihm verwandt oder irgendwie anbefohlen. Mitten in der Arbeit, aber auch in den Nächten mußte er immer wieder an sie denken. Dennoch zögerte er lange, sie wieder aufzusuchen.

Mit seinen Arbeitern hatte er sich weiter und aus seinem Verdienst leidlich vertragen. Eines Abend erwischte er indessen den Burschen Hans, wie er zwei Porzellantassen in Papier schlug und forttragen wollte. Er erkundigte sich, welchem Zweck sie dienen sollten.

Der Bursche antwortete grob, es ginge ihn nichts an.

Magnus' Blut kam ins Wallen. Wenn es um seine eigene Sache gegangen wäre, würde er geschwiegen haben. Aber sein Rechtssinn ließ es nicht zu, daß er den Prinzipal zu Schaden kommen ließ.

„Wenn es mich nichts angeht, so wird es Herrn Leutenegger angehen," erwiderte er. „Ich werde ihm Mitteilung machen." Seine Hand zitterte vor Erregung.

Vielleicht glaubte der andere, er fürchte sich. Ihm schwoll der Kamm.

„Unterstehe dich," brüllte er los.

Seine beiden Genossen, der alte Franz und der Fuhrmann Peter, die gerade vor dem Magazin in der Gasse standen, hörten den Lärm und kamen herein.

„Ich soll die Tassen nicht fortnehmen dürfen," begehrte der erboste Blondkopf auf. Er fügte bei, daß sie für seine Mutter bestimmt seien. Freilich stellte er die Sache so dar, wie wenn er die Absicht gehabt hätte, sie drüben im Laden zu bezahlen.

Magnus wollte einlenken und ruhig erklären, daß es nicht der Ordnung entspreche, wenn ein Arbeiter eigenmächtig aus den Magazinen eine Ware sich aneigne.

Aber die drei ließen ihn nicht zu Worte kommen. Ob er glaube, sie seien Diebe, grölten sie. Das ließen sie sich nicht gefallen. Er solle lieber für sich selber Sorge tragen; sie hätten noch nie im Zuchthaus gesessen.

Er verstummte. In solchen Augenblicken überfiel ihn stets eine große Ermattung, als sehe er mitten im Laufe ein, daß er nicht ans Ziel komme. Was sollte er ihnen erwidern? Er konnte ihnen die Achtung nicht aufzwingen, die sie ihm versagten. Er drehte sich ab und begab sich aus dem Raum in einen anderen und aus diesem in einen nächsten. Wieder lief er so weit als möglich von dem Schauplatz des Lärms fort, nicht aus Furcht, sondern nur um kein Aufsehen zu machen.

Daß er mit Leutenegger reden müsse, stand für ihn fest. Er verschob indessen die Sache auf den Feierabend. Als er jedoch nach dem Mittagessen das Magazin wieder betrat, fand er den Prinzipal seiner wartend. Dieser gab sich den Anschein, er sehe irgendwelche Ware nach, und erwiderte so beiläufig seinen Gruß. Als Magnus sich jedoch über sein Warenbuch machen wollte, sprach er ihn an: „Sie scheinen einen Anstand mit den Knechten gehabt zu haben?"

Im Ebnet sah, daß seine Widersacher, die für ihn innerlich kaum solche waren, ihm zuvorgekommen waren. Er bejahte des anderen Frage und gab eine kurze, schlichte Schilderung des Vorfalls.

Leutenegger meinte, er sei sozusagen im Recht — nur die Leute seien schon lange in seinen Diensten, seien bewährt, wenn auch nicht fehlerlos, glaubten deshalb gewisse Vorrechte zu haben, was ihnen schließlich nicht zu verargen sei.

„Es ist," schloß er, „für mich eine recht dumme Geschichte."

Wieso? dachte Magnus bei sich.

Der andere sprach weiter: „Die drei Männer wollen nicht mehr neben Ihnen arbeiten."

Magnus sah ganz ruhig auf. Was jetzt kam, überraschte ihn nicht.

„Es tut mir ja leid," vollendete Leuenberger. „Sie haben Ihre Sache recht gemacht bei mir. Aber — was eben mit Ihrem Vorleben zusammenhängt — wie gesagt, die Leute sind ungerecht, aber — sie erklären mir, sie würden alle drei weggehen, wenn Sie hier bleiben."

„Ja, ja," sagte Magnus Im Ebnet.

Vielleicht hatte der andere Widerspruch oder eine Bitte um Hilfe erwartet. Er war sehr befriedigt, als er Im Ebnet so ruhig sah. „Ich zahle Ihnen natürlich Ihren Monat zu Ende," beeilte er sich zu versichern.

„So muß ich gleich gehen?" fragte Magnus.

Leutenegger war verlegen. „Ich bin in einer dummen Lage," betonte er wieder. „Ich kann ohne die drei Kerle nicht auskommen."

„Sie brauchen nur zu bestimmen," entgegnete Magnus kühl.

Da wurde der andere eifrig und beteuerte, es eile nicht, eile gar nicht. Er könne am Abend, könne auch erst am Ende der Woche gehen, es sei ihm ganz überlassen. Aber es war zu merken, daß der Abend ihm doch lieber als das Wochenende sei.

Magnus dankte dem freundlichen Manne und sagte, er wolle nachher seinen Lohn holen.

Leutenegger bemerkte, es werde Im Ebnet sicher nicht fehlen, eine andere, ja bessere Stellung zu finden, er sei ja wirklich ein tüchtiger Mensch. Dann ging er.

In Magnus quoll ein wenig Bitterkeit auf. Er seufzte leise. Dann tat er bis zum Abend seine Pflicht.

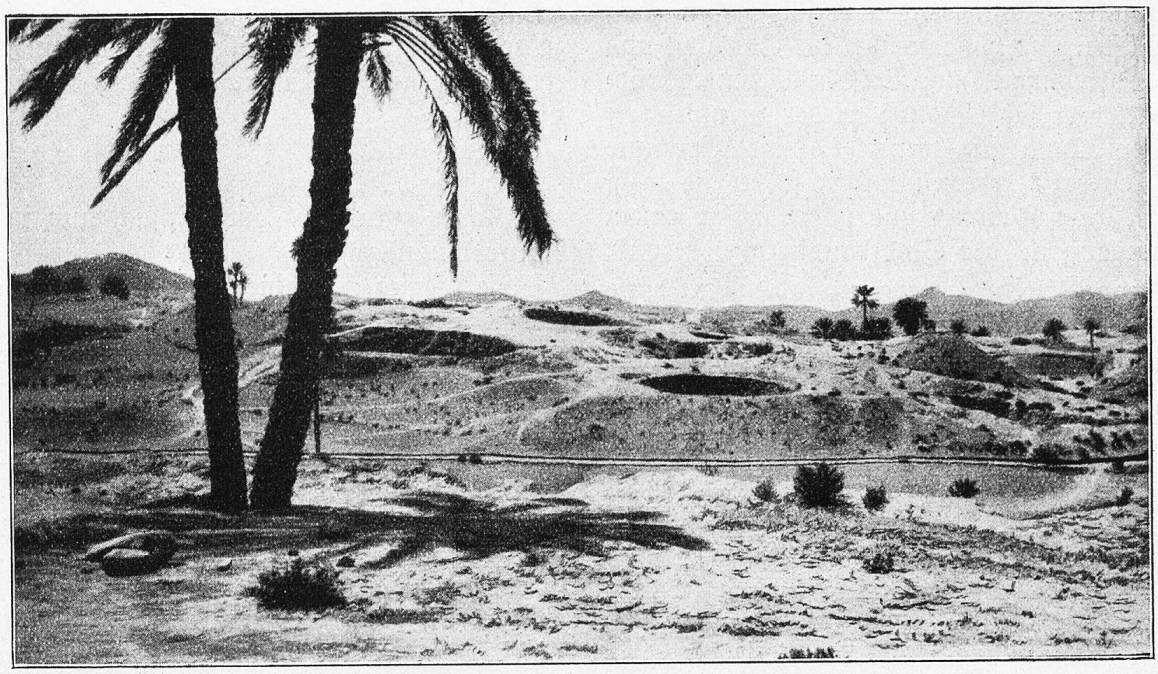
Achtes Kapitel.

Magnus Im Ebnet hatte seinen Lohn in Empfang genommen und war von seinem Glashändler mit ein paar weiteren schmeichelhaften Redensarten und guten Wünschen entlassen worden. Beim Gang durch die Stadt ließ ihn das Straßengetriebe zu keiner Sammlung kommen. Erst in seinen vier Wänden überlegte er, daß in seinem Leben wieder einmal eine Veränderung eingetreten war und daß er morgen nicht zur gewohnten Stunde an die Arbeit zu gehen brauchte. Es beunruhigte ihn nicht. Alles in ihm blieb glatt und still. Die Überzeugung, daß er bis jetzt nie etwas gegen Pflicht und Gerechtigkeit tat, machte ihn sorglos. Nur das Einsamkeitsgefühl, das unbewußte Suchen nach etwas, was zu ihm gehörte, regte sich stärker.

Morgen also, überlegte er weiter, hatte er — kein Ziel. Wo sollte er sich um Arbeit umsehen? Er hatte sich unterwegs, wie jeden Abend, die Zeitung erstanden und las nun ihre Anzeigen. Er fand eine Anzahl Gesuche nach Arbeitern. Aber obwohl er mechanisch prüfte, wo er sich zu melden hatte, empfand er nicht die geringste Lust, wirklich etwas dergleichen zu unternehmen. Sie würden ihn fragen, woher er käme, was früher — gewesen sei. Und — er mochte davon nicht reden. Es wollte nicht aus ihm heraus. Es widerstrebte ihm so. Er konnte vielleicht wieder an Pfarrer Ott, den Anstaltsgeistlichen, schreiben. Gewiß — der gütige Mann würde ihm auch jetzt wieder helfen, wenn er ihm dartat, daß er, Magnus, an dem Wechsel nicht schuldig war. Aber ob das jenem nicht ein wenig lästig sein würde — sein müßte, wenn er ihn immer wieder in Anspruch nahm? Nein, er konnte ihn nicht wieder bemühen. Im Grunde eilte es ja auch gar nicht. Er hatte einige hundert Franken Erspartes, auch wurden wieder ein paar kleine Zinsen seines Vermögens fällig. Ein halbes Jahr konnte er, anspruchslos, wie er war, ganz gut auch ohne Verdienst auskommen. Vielleicht hätte er einmal die Zeit zu einem Besuch bei der Schwester benutzen können. Ihre seltenen Briefe ließen erkennen, daß sie sich darüber nicht wundern, vielleicht sogar freuen würde. Nur — nein — was sollte er auch in Gerikon? Es war ihm nicht um Reden und Erzählen. Und dann — ohne Verdienst ging es wohl, aber nicht — ohne Arbeit. Wie sollte er den ganzen Tag müßig zubringen?

Er tat einen neuen Blick in die Zeitung. „Schreibstube für Stellenlose," las er. Das leuchtete ihm ein. Da wollte er morgen hingehen.

Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, so bemerkte er einen leisen Schein von später Sonne im Zimmer. Das rührte ihn. Mit der Taube im Arm hatte er sich immer in diesen milden Abendschein gesetzt. Er hatte dem Tier scheinbar ebenso wohlgetan wie ihm selbst und seinen krankhaften Händen, an die er immer so leicht fror. Von der Taube gingen seine Gedanken zu Lukretia. Es war, wie wenn heimliche Fäden seine Seele an die ihre knüpften. Beinahe wäre er sogleich noch nach der Wirtschaft zum „Rößli" gegangen und hätte sie aufgesucht, aber es fiel ihm ein, daß er ungelegen kommen könnte, und er verzichtete. Anderen Morgens meldete er sich auf der Schreibstube. Er kam in einen großen Betrieb, mehrere saalartige Räume, in denen Menschen saßen und rechneten oder schrieben oder zeichneten oder aus Zeitungen Ausschnitte machten und was dergleichen Arbeiten mehr waren.



Die brunnenartigen Lichtschächte der unterirdischen Wohnungen von Kalaa-Matmata.

In einem kleinen Zimmer wurde er um seinen Namen, seine Papiere gefragt und mit seinem Begehren aufgeschrieben. Man sah ihn kaum an und klapperte die an ihn gestellten Fragen gerade so herunter, wie das Dutzend Schreibmaschinen, die in der Anstalt in Tätigkeit waren, ihre Buchstaben hintackten. Eine Vorstandsdame übergab ihn einem Schreibfräulein. Das wies ihn an einen alten bebrillten Buchführungsmenschen. Er kam sich vor wie ein Ziegelstein, den ein Arbeiter dem anderen zuwirft.

Der Brillenmann teilte ihm mit, daß er Arbeit bekommen könne, doch passe es besser, wenn er erst am folgenden Tag beginne. So fand er sich nach einer Weile wieder in dem kahlen, hallenden Flur, durch den er hereingekommen war.

Einen Tag mußte er nun warten. Er besann sich, was er mit diesem langen Tag beginnen sollte. Langsam begab er sich ins Freie. Der Himmel war heiter. So mochte er also wohl einen Spaziergang machen. Die Stadt war von bewaldeten Hügeln umschlossen. Wo er sich hinwendete, konnte er kühle, schöne Wege finden. Er schlenderte wahllos durch die Straßen; aber er dachte nicht an die Hügelwege, sondern an Lukretia. Es war, als ob eine unsichtbare Hand ihn gewaltsam zöge. Er steuerte der Wirtschaft zu, in der er sie getroffen hatte. Nicht um sie zu sprechen, meinte er. Er wollte nur vorbeigehen, vielleicht zufällig einen Blick durch die Tür tun. Wieder wie jenes erste Mal blieb er in der Straße stehen, als er das Lokal erreichte. Wagen und Fußgänger trieben an ihm vorbei. Es schwindelte ihm ein wenig von dem Treiben, aber er konnte sich nicht entschließen, weiterzugehen. Das Mädchen da drinnen — was war sie ihm? Eine flüchtige Bekanntschaft und nicht einmal eine pflegenswerte, aber doch in dieser großen Stadt der einzige Mensch, an den ihn ein dünnes Band knüpfte, der ein leises Interesse an ihm hatte. Aber — vielleicht — war die Lukretia gar nicht mehr da. Dieser letzte Gedanke jagte ihm eine plötzliche Angst ein. Er geriet in eine sonderbare Hast und trat mit einem jähen Entschluß in die Wirtschaft.

Es saßen ein paar Gäste da, die ihn angafften; die Lukretia sah er nicht. Der Wirt nahm ihm mürrisch seinen Gruß ab und brachte ihm das Getränk, das er bestellte. Er fragte ihn so beiläufig nach der Aufwärterin. Das Herz klopfte ihm dabei, als ob er etwas Böses tue, und er verbarg mit Mühe die Unruhe, die ihm die Frage auf die Zunge trieb.

Der Wirt gab ihm grob und laut Bescheid, das Mädchen habe heute seinen gesetzlichen Freitag, das Gesetz mache mit Gewalt Faulenzer aus derartigem Weibsvolk. Er fluchte

und spuckte. Dann wendete er sich zu den übrigen Gästen und polterte über die Obrigkeit und ihre Bestrebungen zur Volksbeglückung. Endlich drehte er sich Magnus wieder zu und warf die Bemerkung hin, wenn er seine Bekannte etwa durchaus sprechen müsse, so sei sie wohl noch in ihrer Kammer und putzte sich zu einem Paradegang in der Stadthauptstraße heraus.

Magnus wehrte verlegen ab. Er hätte gern ein Wort mit Lukretia gewechselt, aber die vielen Zeugen waren ihm im Wege. Er trank ein wenig trübselig sein Glas leer und stand auf. Im Augenblick, da er sich der Tür näherte, trat von der anderen Seite Lukretia ein. Er hörte ein anzügliches Husten eines der Gäste. Aber er hielt sich nicht auf. In der Straße draußen aber reute es ihn, daß er davongegangen war, und er blieb, die Tür im Auge behaltend, in der Nähe.

Die Lukretia war ausgangsbereit. Sie hatte Magnus erkannt. Zunächst aber gaben ihr die Gäste zu tun.

„Da geht gerade der Hochzeiter hinaus," fiel sie einer an.

Die anderen lachten. Neue Witze wurden gerissen. Wie fein sie sich gemacht hätte! Sie solle sich nur den Hutgarten auf dem Kopf nicht verhageln lassen.

Sie blieb auf keine Anrempelung die lose Antwort schuldig. Sie war auffallend herausstaffiert. Ihre Bluse schimmerte im grellsten Rot. Sie trug hohe, feine Stiefel und dünne Strümpfe. Fahrig und nichtsnutzig sah sie aus, aber die katzenhafte Schmiegsamkeit und Anmut ihrer Bewegungen und die heiße Jugendlichkeit, die ihr aus den grauen Augen leuchtete, gaben ihr einen großen Reiz. Am Ende zuckte sie gegen die Spötter wegwerfend die Schulter und verließ das Lokal.

Magnus sah sie herauskommen, sah noch ihre Gebärde der Mißachtung, in welcher der Trotz einer Hilflosen gegen übermächtige äußere Eindrücke lag. Armes Ding, dachte er, was werden sie aus dir machen!

Sie schien nicht erstaunt, daß er noch da war. „Ich habe doch gedacht, daß Sie mir nicht ohne Gruß davongehen würden," sagte sie, auf ihn zugehend.

Sie gaben sich die Hand und gingen ein paar Schritte nebeneinander hin.

„Wohin willst du?" fragte Magnus.

Sie verzog den Mund. „Das weiß ich nie," gab sie zurück. „Irgendwohin, wo es etwas zu sehen gibt. Manchmal lädt mich einer in ein Kaffeehaus ein, manchmal gehe ich in die Lichtspiele."

„Muß das sein?" fragte er.

„Weshalb?"

„Kann man nicht auch einfach nur in die Natur hinausgehen?"

Sie schwieg. „Meinen Sie, ich sollte mit Ihnen kommen?" fragte sie dann.

„Ich gehe nur in den Wald," antwortete er.

„Nun ja," warf sie hin, so daß er nicht wußte, ob es eine Zusage sein sollte.

Aber sie setzten ihren Weg durch die belebten Straßen unwillkürlich fort.

Sie waren ein merkwürdiges Paar. Magnus, noch immer in seinen Kleidern schlotternd, Hände und Gesicht von jener Stubenfarbe, die sich nicht verlieren wollte, schritt zwar aufrecht, aber so unsicher dahin, als müßte er um jeden ihm Begegnenden einen höflichen Bogen machen. Sie dagegen, die viel Kleinere und Zierlichere, setzte die Stöckelschuhe fest auf das Straßenpflaster. Ihre Blicke blitzten nach allen Seiten, mit eilfertiger Beflissenheit sich festhakend, wo ihr andere Augen antworteten.

Nach einer Weile schlug Magnus vor, in eine Straßenbahn zu steigen, die sie über die Stadt hinaus und nahe an den Waldrand brachte.

„Meinetwegen," sagte Lukretia.

Vor dem Walde angekommen, sprach er wieder: „Wenn wir rechts gehen, kommen wir in die Allerweltsspazierwege. Nach der anderen Seite ist der Wald einsam."

„So?" gab sie gleichmütig Bescheid.

Er bog nach der stillen Seite ab. „Ich gehe gern von den Menschen fort," warf er hin.

Der Lärm und das Gewimmel der Stadt blieben zurück. Es war unendlich friedlich. Sie schwiegen, und Lukretia dachte, daß es sehr langweilig sei.

„Weißt du, wo deine Leute sind?" fragte Im Ebnet nach einer Weile.

Die Frage schien sie fast zu erbosen. Sie erwiderte in heftigen Ton: „Nein, es kümmert mich auch nicht."

Nun fiel ein neues Schweigen zwischen sie. Die Waldkronen rauschten. Manchmal wehte wie ein Fähnlein ein hellgrünes Blatt. Vielleicht tat Lukretia die vorige Heftigkeit leid. Vielleicht wirkte die Schönheit des Weges auch

auf sie. Sie antwortete freundlicher, als Magnus wieder zu fragen begann, wie es ihr immer gehe und ob sie an ihrer Stelle zu bleiben gedenke. Allmählich begann sie auch einiges zu erzählen. Dabei kam etwas wie Schwermut über sie, als ob ihr das Waldesdunkel das Gemüt beschatte.

Auf einmal sagte sie: „Manchmal wundere ich mich, was noch aus mir werden wird."

„Wieso?" fragte er.

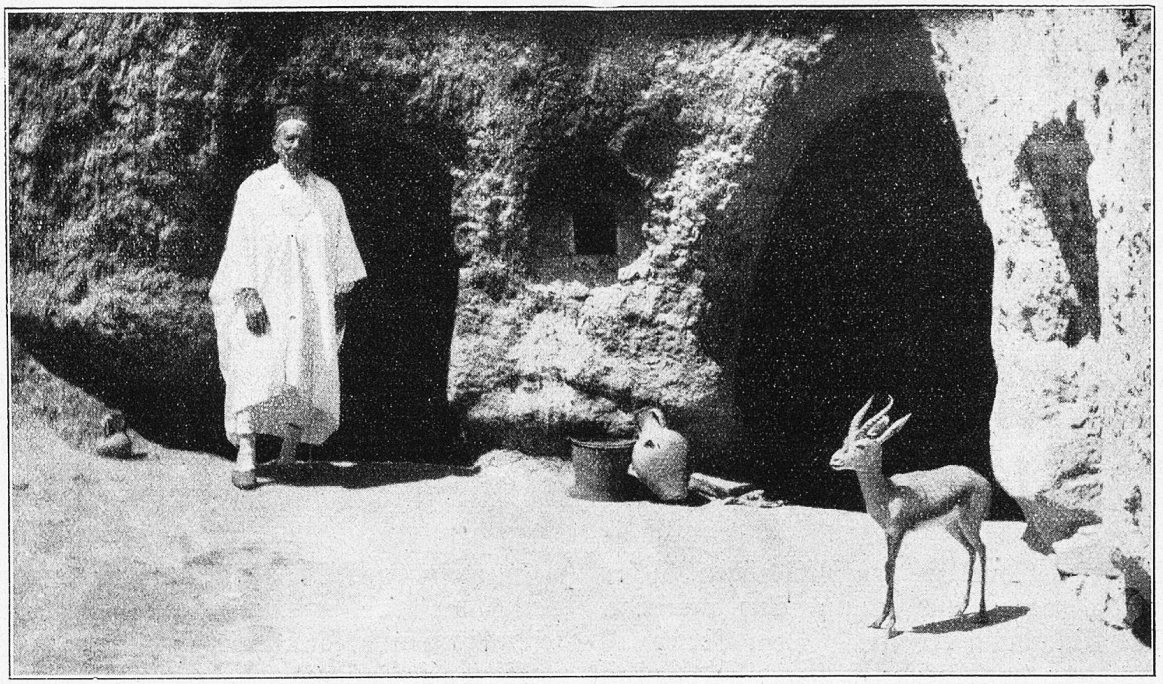
„Die Menschen stellen einem Fallen."

Es wurde ihm seltsam zumute ob ihres plötzlichen Vertrauens.

Er blickte sie an. Es regte sich fast etwas wie Eifersucht in ihm, darum, daß sie noch andere Freunde habe.

Sie achtete nicht auf ihn. Ein Blatt vom nächsten Baum zerrend, erzählte sie in der Art eines trotzigen, leichtfertigen Kindes: „Er hat einen Kopf voll wolligen Widderhaars. Es zuckt einem immer in den Fingern, hineinzufahren und ihn zu schuppen."

Plötzlich hob sie den Kopf und drehte ihn mit einer herausfordernden Gebärde Magnus zu, als ob sie ihn frage, ob er etwas dagegen haben wolle.



Si Abd-Allah, Chaouch von Natmata, in seinem Hofe.

Sie aber fuhr fort: „Es sind so viele, die einen schlecht machen wollen. Oh, ich könnte Ihnen Dinge erzählen, Dinge —"

Sie hob einen kleinen Stein auf und warf ihn mit zornigem Schwung weit von sich.

„Du solltest zu braven Leuten kommen," sagte Magnus.

„Ich will dir suchen helfen," fügte er nach einiger Überlegung hinzu. Aber sogleich fiel ihm ein, daß er sich einer Sache unterfing, die über sein Vermögen ging, da er sich doch selber kaum helfen konnte.

Sie gab keinen Bescheid.

Aber nach einer Pause sagte sie: „Einen habe ich gern."

„Wer ist es?" fragte dieser, nur um etwas zu sagen.

Sie antwortete: „Er hat eine gute Stellung."

Und dann fügte sie halb lachend, halb bitter hinzu: „Ehrlich ist er auch. Er sagt, liebhaben will er mich wohl, heiraten nicht."

Auf einmal brach sie in Tränen aus.

Magnus legte ihr verwirrt die Hand auf die Schulter. „Mußt nicht," tröstete er ungeschickt, „mußt nicht."

Sie trocknete sich mit einer unwirschen Bewegung die Augen. Und als sie die letzten Tränen verschluckt hatte, sagte sie: „Ich bin jetzt zweimal in der Kirche gewesen. Da habe

ich denken müssen, daß ich auch gern wäre wie andere Leute."

„Wie meinst du das?" fragte er.

„Daß sie nicht meinten, mich für schlechter ansehen zu müssen als —"

„Es kommt nicht darauf an, für was uns die anderen ansehen, sondern was wir selber von uns halten können."

Sie dachte nach und sagte dann: „Sie reden, als ob es Ihnen gehe wie mir."

„Vielleicht," gab er zurück.

Da spürte er ihre Hand in der seinen, als ob ihre Finger sich ängstlich in die seinen verkröchen. „Sie sind der einzige, mit dem ich ernsthaft reden kann. Lassen Sie mich nicht ganz im Stich," bat sie.

Er staunte über ihre Zudringlichkeit wie damals über die der Taube, die ihm zugeflogen war. „Ich werde dich hie und da abholen, damit wir zusammen reden können," sagte er. Auch nannte er ihr seine Wohnung und forderte sie auf, ihn aufzusuchen, wenn sie Rat brauche.

Ihr Gespräch wurde hierauf immer ernster, wie Menschen es manchmal führen, wenn sie recht aus ihrem Alltag aufgerüttelt werden. Sie handelten von der Kirche, Gott, der Natur. Sie kamen selbst in ein Grübeln nach den letzten Dingen.

Am Ende waren sie erstaunt, wie sie indessen auf weitem Umweg in die Stadt zurückgelangt waren. Dann aber verlor Lukretia ihr ernsthaftes Wesen wieder. Schon schritt sie mit der alten Geziertheit dahin.

Sie trennten sich im Quartier, wo ihr Arbeitsort sich befand. Die Lukretia schwänzelte heimzu.

Die Lukretia dachte nicht lange an diesen Spaziergang; die überfiel zu rasch das blinkende, verwirrende Leben.

Aber Magnus Im Ebnets Leben hatte wieder einen Inhalt. Es war ihm, als habe ihm einer auf diesem Wege ein großes Geschenk gemacht. Es tat ihm nur leid, daß die Lukretia und er nicht hatten beisammenbleiben können. Er dachte an sie wie ein Vater an sein Kind, dankbar für ihren Besitz, besorgt, weil er sie in allerlei Gefährden wußte. Auch fiel ihm manches ein, was er ihr zuliebe tun könnte. Er schenkte ihr in Gedanken ein Buch, ein buntes Band, führte sie zu einer Unterhaltung ins Konzerthaus oder ins Theater.

Dabei mußte er auch an die Berta denken. Er müßte ihr doch einmal schreiben, ihr erzählen, was ihm Seltsames begegnete in diesem neuen Leben. Und das Bild der Berta stand klar und heiter vor ihm. (Forts. folgt.)

Das große Los.

Gehörst du auch zu den Glücklichen, lieber Leser, die dann und wann eine prächtige, lockende Einladung erhalten? Dein Name ist von kundiger Hand geschrieben und du bist fast versucht zu denken: Ei, ich bin scheint's eine bekannte Persönlichkeit; die großen Herren in der Stadt wissen meinen Namen, und ich bin doch nur eine bescheidene Hausfrau oder einfacher Handwerker und Geschäftsmann; man merkt's, die kleinen Leute gelten auch was in der Welt. Und wie menschenfreundlich diese großen Herren in der Stadt sind! Die verstehen offenbar alles aufs Beste und tun, als ob sie die Sache nur so in der Hand hätten, wollen die kleinen Leute bekannt machen mit dem leichten, raschen und sicheren Mittel, zu etwas zu kommen, und lade sie aufs freundlichste ein, zuzugreifen. Da muß einer doch töricht sein, wenn er das von sich weist. Steht nicht der Hauszins noch aus? Sollte nicht das und jenes dringend bezahlt werden? Wäre es nicht ratsam, ein ganzes oder wenigstens ein halbes Los zu nehmen? Kostet ja nur ein paar Märklein, dafür bekomme ich Anteil an der Gewinnmöglichkeit von viertausend Losen und kann mit einem Schlag reich werden. Ob ich gerade das große Los bekomme, ist freilich nicht sicher; aber warum sollte es einmal nicht gerade mich treffen? Und wenn ich nur ein paar hundert Mark bekäme, wie wäre ich froh und wie könnte ich es so gut brauchen. In einigen Wochen ist schon Ziehung, also frisch gewagt! Die Freundin oder Nachbarin nimmt gewiß das andere halbe Los, da muß es ja geraten.

Nun sitzest du und wartest. Aber mitten in aller Arbeit kommt recht oft der Gedanke an das nahe Glück. Werden die Leute aber große Augen machen, wenn ich eines der großen Lose gewinne! — Da klopft's und herein tritt der Geschäftsreisende, legt seine Muster aus und weiß sie so gut zu empfehlen, daß er dir den Mund wässerig macht. S'ist ja wahr, du könntest es so gut brauchen. Der Sonntagsrock ist nicht mehr ganz festlich, der Hans sollte eine